

Ist das Wasser?

Sharon Dodua Otoo

Liebe Schulabgänger:innen,

Immer wenn ich einen Text schreiben soll, ganz gleich ob es sich um ein Essay handelt oder eine kreative Geschichte oder, wie für heute, eine feierliche Rede, habe ich zunächst die gleiche erste Frage im Kopf: Wie persönlich soll es diesmal werden?

Die Frage bleibt jedes Mal schwer zu beantworten. Denn, ich bin nicht nur ich, sondern auch beispielsweise Tochter, Schwester oder Mutter; Kollegin, Freundin oder, ja Sachen gibt's, Ex-Freundin. Das heißt, dass alles was ich erzähle, zwangsläufig auch Menschen betrifft, mit denen ich eine persönliche Beziehung habe oder hatte. Auch wenn ich das nicht beabsichtige. Vielleicht sogar besonders dann.

Oder wer kennt das nicht? Die ärgerlichen Freudschen Versprecher. Oder die Witze, die etwas zu nah an die Wahrheit vorbeischrannen. So sehr ich versuche, meine Engsten und Liebsten durch veränderte Namen, Sprachen und geografische Orte zu schützen, habe ich letztlich doch nur wenig Kontrolle darüber, wie meine Texte von anderen Menschen interpretiert werden. Für mich als schreibende Person ist die Gefahr nicht so groß, wenn meine autobiografisch gelesen wird. Ich bekomme immer wieder die Möglichkeit, mich zu distanzieren und Behauptetes zu relativieren. Ich kann in Folgeromanen andere Schwerpunkte setzen. Das können die Menschen um

mich herum, die als Inspirationen für Figuren in meinen Texten gedeutet werden, nicht.

Wenn Sie also nur einen einzigen Ratschlag beherzigen, den ich Ihnen heute gebe, dann diesen: Keine gemeinsame Sache mit Schreibenden. Kein Kaffeetrinken, keine Partys, keine Wanderurlaube, auf keinen Fall heiraten. Und lassen Sie es auch nicht zu, dass Ihre Engsten und Liebsten sich mit Schreibenden anfreunden. Sollte dies bereits passiert sein, haben Sie mein tiefstes Beileid. Es wird nicht mehr helfen, die Beziehung zu beenden, denn auch das wird literarisch verwertet. Dann müssen Sie einfach das Beste draus machen und versuchen, die Schriften irgendwie positiv zu beeinflussen. Aber das nur nebenbei. Zurück zur Frage: Wie persönlich soll es werden?

Das Problem ist nicht gelöst, wenn ich versuche, einen Text zu schreiben, der gar nichts mit mir zu tun hat. Das ist nämlich einfach eine Qual. (In Anbetracht Ihrer letzten dreizehn Jahre, wissen Sie das alle vermutlich viel besser als ich.) Themen, bei denen ich nichts zu befürchten habe, reizen mich nicht. Ich werde daran nicht wachsen. Und wie soll eine andere Person Inspiration oder Trost oder Freude durch einen von mir geschriebenen Text empfinden, wenn der meine Seele unberührt lässt? Vielleicht ist die richtigere Frage am Anfang des Schreibens also nicht, wie persönlich soll es werden, sondern: Wie transparent soll es diesmal werden? Wie deutlich markiere ich die Grenze zwischen dem, was ich erlebt habe und dem, was ich schreibe?

Es ist zweifellos eine große Ehre, dass ich ausgewählt wurde, die allererste "Potsdamer Rede zum Ende der Schulzeit" zu halten. Ich danke für die Einladung. Und ich danke jetzt schon im Voraus für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit. Diese heutige Rede ist, was diese Frage nach dem

Persönlichen angeht, eine besondere Herausforderung. Denn Schule bleibt ein hoch-emotionales Thema für mich.

Ich denke ungerne an meine eigene Schulzeit zurück – dort sind viele Narben – und meine drei älteren Kinder haben ihre Schulzeit leider auch nur gerade so überstanden. Am liebsten würde ich dem Ganzen für immer den Rücken zukehren. Nur, wie eben gesagt, ich bin nicht nur ich. Mein jüngster Sohn besucht die vierte Klasse, meine liebe Patentochter verlässt dieses Jahr die Schule und eine langjährige Freundin von mir ist Lehrerin.

Eine der berühmtesten Abschlussreden heißt "This Is Water" (in der deutschen Übersetzung: "Das hier ist Wasser") von 2005. Der Autor, David Foster Wallace, fängt mit einer harmlosen Anekdote an. Die Geschichte geht ungefähr so:

Zwei junge Fische schwimmen umher, als sie einen älteren Fisch treffen, der in die entgegengesetzte Richtung schwimmt. Er nickt ihnen zu und sagt: "Morgen Jungs, wie ist das Wasser?" und schwimmt dann einfach weiter.

Die beiden jungen Fische schweigen eine Weile. Dann sehen sie sich an und einer fragt schließlich: "Was zum Teufel ist Wasser?"

Ich habe neulich die Rede zum ersten Mal gehört, und erkannte die Erzählung. Aber in der mir bekannten Version gibt es ein anderes Fazit: Die Trennlinie zwischen Fischen, die genau wissen was Wasser ist, und Fischen, die einfach ahnungslos durchschwimmen, verläuft nicht zwischen Jung und Alt. Um über die Unterschiede in ihrer Wahrnehmung reden zu können, möchte ich zunächst auf das Goldfischglas verweisen. Es handelt sich um eine unsichtbare Struktur, die einen großen Einfluss hat, auf das Geschehen, das sich innerhalb des Glases abspielt.

In ihrem grandiosen Buch "Playing in the Dark" von 1992 (in der deutschen Übersetzung "Im Dunkeln Spielen") verwendet meine Lieblingsautorin Toni Morrison die Metapher des Goldfischglases, um eine weitere unsichtbare Struktur zu beschreiben, nämlich die, die erlaubt, dass weiße Menschen die unmarkierte Norm bilden. In Morrisons Goldfischglas genügt es vielen Fischen irgendwie wahrzunehmen, dass es eine hübsche, grüne Landschaft und gelegentlich etwas Leckeres zum Essen gibt. Andere Fische hingegen wissen nicht nur die genaue Temperatur des Wassers, sondern auch, wie warm das Wasser heute im Vergleich zu gestern ist und ab welcher Temperatur dringend ein neues Zuhause gesucht werden sollte.

Die Fischgeschichte, die ich kenne, wurde mir von Professorin Dr. Maisha Auma erzählt. Ich erinnere mich, dass in ihrer Version, der erste Fisch nicht nur das Wasser beschreiben kann, sondern auch jeden Teil seines eigenen Körpers bis hin zur letzten Schuppe.

Mein Sohn, Lewis, gehört eher zu den Fischen, die genau wissen, was Wasser ist. Er ist inzwischen neunzehn Jahre alt, also in Ihrem Alter. Ich dachte kurz: Wie schön es doch gewesen wäre, wenn Lewis heute mit Ihnen zusammensitzen würde und das Ende seiner Schulzeit gefeiert hätte. Und dann erinnerte ich mich blitzartig an meinen ersten Ratschlag: Keine gemeinsame Sache mit Schreibenden! Auch wenn Kinder nichts dafür können, wenn sie solche Eltern wie mich haben, ist dringend davon abzuraten, gemeinsam mit diesen Eltern eine Abschlussfeier zu besuchen. Besonders wenn die eigene Mutter die Rede hält. Zum Glück für alle Beteiligten ist Lewis nicht hier. Dennoch habe ich von ihm die Erlaubnis bekommen, heute auch über seine Erfahrungen zu reden. Und weil das Motto dieses Festivals "Was uns verbindet" heißt, erscheint es mir naheliegend, ein wenig über meine Verbindung zu Lewis

nachzudenken, und wie diese durch seine Schulzeit auf die Probe gestellt wurde.

Jahrelang hielt ich mich auch für die Art von Fisch, der das Wasser beschreiben konnte. Kurz vor Lewis' Geburt hatten sein Vater und ich uns getrennt. Quasi über Nacht wurde ich zur alleinerziehenden Mutter von drei Kindern. Seine Brüder waren damals sieben und vier. Drei Jahre später bin ich mit den Kindern von England nach Deutschland gezogen. Ich wohnte in einer Kreuzberger WG und jobbte als Englischlehrerin. Geld und Energie waren Mangelware. Und ja, Rassismus war auch ein Thema für uns alle. Abfällige Bemerkungen, verächtliche Blicke, ungünstige Witze, peinliches Schweigen, gutgemeinte aber letztendlich herablassende Ratschläge. In unserer Kleinfamilie hatten wir zumindest uns. Wie tauschten uns über Situationen und Geschichten aus, überlegten Strategien. Zusammen weinten wir ein wenig, lachten aber viel mehr. Wir gaben uns gegenseitig Schutz.

Diese kleine Idylle änderte sich schlagartig bei Lewis' Einschulung. Ich will nicht den Eindruck erwecken, dass es bis dahin keine anderen Herausforderungen gegeben hatte, so meine ich das nicht. Doch in dieser Zeit lernte ich, dass ich für Lewis zu den Fischen gehörte, die ihn immer wieder fragten: "Von welchem Wasser redest du?"

Schon früh im ersten Schuljahr rief mich Lewis' Grundschullehrerin ins Klassenzimmer und setzte mich mit einer Reihe von Heften der anderen Kinder an den Tisch. Die gesamte Klasse hatte Schreibschrift geübt, und so las ich unzählige "Autos" und "Bälle" und "Clowns" in sorgfältig geformten Buchstaben. Ich selbst hatte als Kind auch eine sehr ordentliche Handschrift gehabt, und so wartete ich gespannt auf Lewis' Heft.

Die Lehrerin reichte mir aber lediglich ein Blatt Papier, mit dem ich zunächst nichts anfangen konnte. Es standen keine Worte darauf, nur Gekritzelt. Es dauerte einige Zeit, bis ich begriff, dass es sich um Buchstaben handeln sollte. Um Lewis' Buchstaben. Und, dass seine Lesefähigkeit genauso wenig fortgeschritten war wie seine Schreibfähigkeit.

Wir sind hier an der Stelle in der Rede, wo ich beim Schreiben eine Pause einlegen musste, um zu weinen. Ich habe damals vor der Lehrerin nicht geweint und jahrelang diese Tränen mit Gewalt heruntergeschluckt. Weil es nicht um mich ging. Aber als ich diesen Zettel in der Hand hielt, empfand ich einen großen Schmerz. Wie hat es sich für Lewis gefühlt, als er mit Bleistift in der Klasse saß und merkte, wie alle anderen mühelos zu schreiben begannen? Warum ist es mir nicht vorher aufgefallen? Ich, die für ihr Leben gern schreibt? Wann habe ich es verpasst, das Zeichen, dass Lewis' Buchstaben sich nicht fügten? Ich habe mich so geschämt, weil ich offenbar etwas versäumt hatte. Ich habe nicht genug mit ihm gespielt oder gelesen oder gezeichnet. Ich hatte ihn im Stich gelassen und verraten.

Lewis und ich können von Glück reden, dass die Lehrerin kurze Zeit vorher eine Fortbildung zum Thema Legasthenie gemacht hatte. Nur darum haben wir uns sofort einigen können, dass Lewis weder die erste noch die zweite Klasse wiederholen würde, um schnellstmöglich mit einer entsprechenden Lerntherapie anfangen zu können, was damals erst ab der dritten Klasse möglich war. Die Lehrerin hat Lewis auch ermutigt, Kopfhörer in die Schule mitzubringen, damit er sich besser konzentrieren konnte. Ich durfte in die Schule kommen, um für die Klasse vorzulesen (damals war ich noch keine Autorin, geschweige denn berühmt) und er durfte immer wieder seine

Hausaufgaben mündlich vortragen. In seiner gesamten Schulzeit würde es nur noch eine weitere Person geben, die ihm so Mut machen würde wie sie.

Es folgten viele, manche sehr qualvollen Jahre, in denen Lewis immer wieder erfahren musste, dass seine Lehrer*innen und Erzieher*innen wenig Erfahrung mit, und folgerichtig wenig Verständnis für seine sehr ausgeprägte Form von Legasthenie hatten. Ich erinnere mich an ein Elterngespräch, in dem die Lehrerin sich an mich wandte und sich über Lewis' miese Laune beschwerte, mit den Worten: "Und das hat nichts mit Legasthenie zu tun!"

Sie wirkte in diesem Moment, als wäre sie schlichtweg erschöpft. Jeden Tag mit 25 pubertierenden Kindern in einem Klassenraum auszuharren, stelle ich mir nicht leicht vor. Sie hatte keine Kraft mehr, um über Lewis' "besondere Bedürfnisse" nachzudenken. Besonders weil er sich ihren Bemühungen gegenüber so undankbar zeigte. Das, was sie aber nicht verstanden hatte, was auch ich sogar als seine Mutter lange nicht verstanden habe, ist das für die betroffene Person *alles* mit Legasthenie zu hat.

Der damalige Lerntherapeut von Lewis formulierte es einmal so: "Legasthenie ist ein täglicher Angriff auf das Selbstwertgefühl." Du fährst in der U-Bahn und kannst nicht einfach schnell Hochschauen, um zu lesen, in welcher Station du dich befindest. Es müssen mühsam andere Hinweise zusammengesucht und festgehalten werden. Als Hausaufgabe sollst du einen Bericht über dein Lieblingsbuch schreiben. Während deine Klassenkamerad*innen über alle sieben Teile von Harry Potter schreiben, bist du die einzige Person, die etwas zu einem Comic schreibt. Und darüber hinaus bekommst du ständig Ärger, weil du so gut wie nie auf SMS oder E-Mails antwortest. Wir erinnern uns, Lewis ist zum Teil in einer Zeit aufgewachsen, in der es keine WhatsApp, Sprach-Nachrichten und keine Autokorrektur gab.

Und dann ausgerechnet in dieser für Lewis so qualvollen Zeit gewann ich den Ingeborg-Bachmann-Preis und bin über Nacht zur preisgekrönten, deutschsprachigen Schriftstellerin geworden. Es muss sich für Lewis wie ein schlechter Scherz angefühlt haben. Ganz Deutschland feierte die Geschichten von seiner Mama, er selbst hat sie nie gelesen. Immer wieder angefangen, aber doch immer wieder abgebrochen.

Legasthenie, auch bekannt als die Lese- und Rechtschreibschwäche ist eine der häufigsten sogenannten Teilleistungsstörungen im Kindes- und Jugendalter. Es wird behauptet, dass zwischen vier bis zwölf Prozent eines Jahrgangs davon betroffen sind. Die Wahrscheinlichkeit ist also groß, dass viele von Ihnen die Gefühle von Lewis aufgrund eigener Erfahrung nachempfinden können. Sie alle haben meinen tiefsten Respekt. Überhaupt möchte ich allen Mut zusprechen, die Herausforderungen meistern, die einer Person nicht sofort angesehen werden können. Mit aller meine ich besonders die Jugendlichen, die heute zurecht im Rampenlicht stehen. Aber auch alle andere Personen, die sich angesprochen fühlen. Ich sehe Sie. Ja, auch Sie, die die besonders schwere Last tragen mit Schriftsteller*innen befreundet oder verwandt zu sein.

Für alle anderen ist meine Botschaft recht einfach. Lassen Sie uns genauer und intensiver mit dem Stoff befassen, den wir Wasser nennen. Ist es Wasser? Ist es wirklich etwas Naturgegebenes, das wir nur beobachten? Oder ist es etwas Menschengemachtes, das wir wahrnehmen könnten, selbst strukturieren könnten und demnach tatsächlich verändern könnten?

Ich habe zum Beispiel gelernt, dass Menschen, die eine Legasthenie haben, in der Lage sind, Informationen anders zu verarbeiten. Sie denken visuell und räumlich, verfügen über innovative Problemlösungsfähigkeiten und sind oft unkonventionell. Während die meisten Schüler*innen sich darum bemühen,

eine Frage zu beantworten, versuchen Schüler*innen mit Legasthenie zu verstehen, warum die Frage überhaupt gestellt wird und welche Auswirkungen, die jeweils eine oder andere Antwort hat. Eine Fähigkeit, die im schulischen Kontext nicht geliebt wird, aber tatsächlich ein höheres Maß an Neugier und Gehirnentwicklung zeigt. Was könnte aus Kindern und Jugendlichen werden, wenn sie genau wegen diesen besonderen Denkweisen gefördert und zelebriert würden? Wussten Sie, dass viele der weltbesten Architekt*innen und Designer*innen eine Legasthenie haben? Wussten Sie, dass Legastheniker zu den berühmtesten Denkern gehören, etwa Albert Einstein und Leonardo da Vinci?

Ich habe bereits erzählt, dass Lewis heute nicht hier ist und habe ein Spaß daraus gemacht, warum das auch passend ist. Lewis wäre allerdings auch nicht hier gewesen, selbst wenn ich nicht diese Rede halten würde. Kinder wie Lewis sind nicht vorgesehen in einem Bildungssystem, das so viel Wert legt auf das Vermitteln und Abfragen von Wissen durch die Kulturtechniken Lesen und Schreiben. Für alle, die es trotzdem bis zum Abitur schaffen, ist es ein Wunder. Nach der Mittleren Reife war für Lewis der Gedanke, weiterhin auf der Schule zu bleiben, unerträglich.

Ich habe ihn gefragt, was er Kindern und Jugendliche raten würde, die sich heute in der gleichen Situation befinden wie er einst. Er sagte: "it's not fair, so don't play fair" – "es ist nicht fair, also spiele nicht fair." Was nicht als Aufruf zu Revolte verstanden werden soll, sondern vielmehr als Appell, eine innere Haltung gegenüber den immer wieder auftretenden Ungerechtigkeiten und Demütigungen einzunehmen. Es reicht leider nicht, darauf zu vertrauen, dass der Plan aufgehen wird, wenn Sie alles richtig machen. Es ist eher so, dass es

kaum möglich ist, alles richtig zu machen, und ein ständiges Bemühen darum, ist zermürend. Vor allem, wenn es immer wieder zum Scheitern verurteilt ist.

Als Mutter möchte ich hinzufügen: "das Eine tun, das andere nicht lassen." Was ich damit meine ist, es ist wichtig, wie Lewis sagt, achtsam mit sich selbst umzugehen. Und immer wieder ein Gespür für das Wichtigste im Blick zu behalten. Gleichzeitig weiß ich um die Erleichterung und den Stolz, wenn selbstgesteckte Ziele erreicht werden. Wie heute. Sie alle haben etwas Großes vollbracht. Ab heute werden Sie auf eine Zeit zurückblicken können, in der Sie über sich hinausgewachsen sind. Sie haben Herausforderungen gemeistert, viele davon, die nicht auf dem Zeugnis vermerkt sind. Ich gratuliere dazu ganz herzlich.

Lassen Sie sich die Chance, diese Gefühle des Erfolgs zu erleben, weder jetzt noch in Zukunft nehmen. In diesen so ungewissen Zeiten, die von einer andauernden globalen Pandemie, einer katastrophalen Klimakrise und von Kriegen in und um Europa geprägt sind, bewundere ich alle jungen Menschen, die es schaffen, zuversichtlich zu bleiben und weiter ihren Weg zu gehen; dran zu bleiben, auch wenn es noch so nahliegend wäre, aufzugeben.

Erinnern Sie sich bitte stets daran, dass Gerechtigkeit uns Menschen nicht naturgemäß zusteht, sondern dass sie täglich gestaltet, erkämpft und verteidigt werden muss, durch all unsere kleinen und großen Handlungen. Und eine letzte Bitte: Versuchen Sie, dabei so transparent wie möglich zu sein – so transparent wie das Wasser, in dem Sie schwimmen und von dem Sie wissen, was es ist.